

Geschichtenerzähler



Foto: Sirius W. Pakzad

Ich will nicht als Exot oder World-Musiker durchgehen, sondern kreative Musik spielen, die mit Improvisation zu tun hat.“ Dhafer Youssef ist nicht der Mann, der musikalische Grenzen ziehen würde, doch an einer Abgrenzung liegt ihm: keine World Music. Er arbeitet mit europäischen, asiatischen, amerikanischen Instrumentalisten, beschreibt seine Musik als „elektrisch, akustisch, indisch, nordafrikanisch, spanisch, Zigeuner-, Jazz, Ambient“, doch immer geht es ihm nur um das Eine: mit anderen eine gemeinsame Geschichte zu erzählen.

„Ich glaube, dass jeder eine Geschichte hat. Es gibt Millionen Gitarristen auf dieser Erde, hunderte Saxophonisten, Trompeter ..., aber wenige sind Geschichtenerzähler. Wenn die Chemie zwischen

Musikern stimmt, kann man zusammen eine Geschichte erzählen. Das interessiert mich – nicht, verschiedene Stilrichtungen zu vermischen.“

Dhafer Youssef stellt seine Stimme und die arabische Laute Oud in wechselnde Klangkontexte, findet für sie immer neue „Kleider“, gewoben von Musikern wie dem Trompeter Markus Stockhausen, den Gitarristen Nguyễn Lê und Wolfgang Muthspiel, den Kontrabassisten Renaud Garcia-Fons und Dieter Ilg, dem Bansuri-Spieler Deepak Ram (indische Bambusflöte) und diversen Perkussionisten. Auf dem aktuellen Album „Electric Sufi“ kommen mit Doug Wimbish und Will Calhoun von der New Yorker Black-Rock-Gruppe Living Colour Elektronik-Effekte und Ambient-Soundscapes hinzu. Und über allem erhebt sich Youssefs melismatischer Gesang, der gewöhnungsbedürftig dramatisch anmutet.

Zu singen begann der Spross einer Familie, die zwar keinen Sufi, aber einen marokkanischen Marabu (Mystiker) zu ihren Vorfahren zählt, im Alter von fünf Jahren. Andere als religiöse oder Hochzeitsmusik hörte er in seinem Heimatort nahe Monastir nur im Radio. Instrumente lernte er erst in der Schule kennen, doch da man ihn dort nur singen ließ, wurde er 15, bevor er sich eine Oud kaufen konnte.

Nach dem Abitur besuchte er das Konservatorium in Tunis, blieb aber nicht lange: Die andalusisch geprägte Musik, die da gelehrt wurde, war nicht sein Ding.

Er singt, spielt Oud – und gibt der Begegnung von arabischer und westlicher Musik eine faszinierende Stimme. Nach Rabih Abou-Khalil und Anouar Brahem sollte man sich einen neuen Namen merken:

Dhafer Youssef. Mit dem in Wien lebenden Tunesier sprach Berthold Klostermann.

Außerdem hieß es dort, er solle die Stimme drücken. „Aber warum? Das tat weh. Ich wollte singen, fliegen, nicht diese Technik lernen. Die konnte ich dazu nicht gebrauchen. Das Problem war, dass mein Lehrer ein Ausbilder für Chor-, nicht für Sologesang war.“

1990 zog es Youssef nach Europa. Nur Österreich verlangte kein Aufenthaltvisum, Wien war die Hochburg der Musik. Dort lernte er Jazz kennen, hörte vom Studiengang in Graz und zog dorthin. Statt zu studieren, lernte er Deutsch und schlug sich als Geschirrspüler und Pizzataxifahrer durch, doch er knüpfte musikalische Kontakte, die ihn 1992 zurück nach Wien führten. 1997 war er so weit in die Wiener Szene integriert, dass der Jazzclub „Porgy & Bess“ im für eine Saison die „carte blanche“ erteilte, einmal im Monat mit Band und Gästen seiner Wahl aufzutreten. Einige der Musiker, die er einlud, finden sich auf seinen Platten wieder. Mittlerweile pendelt Youssef zwischen Wien und New York, spielt mit Nils Petter Molvær in Norwegen, Wolfgang Puschnig in Korea, Bill Laswell in Japan und arbeitet mit Paolo Fresu an einer Filmmusik. Wohin es gehen soll, deutet der Titel der neuen CD vage an: in Richtung „elektrisch“.

CD-Tipps

Malak (1998), Enja/edel CD 9367 2

Neu:

Electric Sufi; Dhafer Youssef (voc, oud, oud-body perc, ambient sounds), Wolfgang Muthspiel (g), Markus Stockhausen (tp, flh), Deepak Ram (bansuri), Dieter Ilg (b), Doug Wimbish (el-b, electronics), Mino Cinelu (dr, perc, sound effects), Will Calhoun (dr, loops), Roderic Packe (ambient sounds) (2000) Enja/edel CD 9412 2



Termine

- 25.8. Bonn, WDR-Weltmusikfestival (live auf WDR 5)
- 27.9. Nürnberg, Gostenhofer Jazztage
- 29.9. Waidhofen (Österreich)
- 4.10. Hamburg, Fabrik
- 5.10. Berlin, Prenzl
- 7.10. Wien, Porgy & Bess
- 10.11. Zürich, Tonhalle
- 11.11. Heidelberg, Karlsruhbahnhof

Der Geist von „Moby Dick“

Laurie Anderson ist nicht zu kategorisieren. Sie hatte mit „Oh Superman“ 1982 einen Pophit, sie ist eine der profiliertesten Performance-Künstlerinnen der Gegenwart und steht doch mit gleicher Berechtigung im Jazz-Teil einer traditionsreichen Klassik-Zeitschrift. Stephan Richter unterhielt sich mit der New Yorkerin in München.

Queequeg war ein Eingeborener von Kokovoko, einer Insel weit entfernt im Westen und Süden. Sie ist auf keiner Karte verzeichnet; wahre Orte sind das nie“ („Moby Dick“).

Wenn man Laurie Anderson dazu drängt, sich stilistisch einzuordnen, gesteht sie zunächst eine geradezu peinliche Freude an Folk Music aus Tennessee, an deren seelenvoller Einfachheit, und im Plattenladen würde sie ihre Musik in der Abteilung „Geschichten“ einordnen. Herman Melvilles Geschichte von „Moby Dick“ ist der Ursprung von Laurie Andersons Debüt-Platte für die Klassik- und Jazz-Firma Nonesuch. Im letzten Jahr setzte sie den Roman in eines ihrer großen Multimediaspektakel um, mit Unmengen an Beteiligten, an Projektionswänden und Computern. Für die Platte „Life on a String“ hat sie das Spektakel reduziert und auf Musik und Texte zurückgeführt. Von der Originalmusik bleiben nur noch drei Stücke, die sich vollends gewandelt haben. Es ist eher der Geist von „Moby Dick“, der das Album durchzieht. „Diese Lieder sind wie ‚Moby Dick‘“, sagt Anderson, „denn jedes von ihnen ist wie eine Insel. Sie beschreiben Orte. Der Roman beginnt mit der Beschreibung der Insel Manhattan. Es ist Sonntag Nachmittag, und alle Leute werden wie magisch vom Wasser angezogen. Und wenn sie ans Ufer kommen, sehen sie einfach hinaus aufs Meer. Im ganzen Buch suchen die Menschen nach etwas. Die Platte ist ähnlich. Sie handelt von der Suche nach etwas. Ich bin nicht so interessiert daran, etwas zu finden. Es ist langweilig, etwas zu finden.“

Die Reduktion spiegelt sich aber auch in der Musik. Immer noch verwendet An-

derson die elektronischen Klänge, mit denen sie bekannt geworden ist. Nur selten hört man ihre Stimme und ihre um eine tiefe Saite erweiterte Violine hier ohne die Verfremdung verschiedenster Filter, ebenso oft aber sucht sie ihr Spektrum durch rein akustische Klänge zu erweitern. Besonders mit dem Cellisten Eric Friedlander entwickelt sie wunderschöne Streichpassagen. Van Dyke Parks hat ihr für „Dark Angel“ ein herrlich originelles Arrangement für Streichorchester geschrieben. Zurück also zur Akustik? „Ich wollte hier Hände hören, menschliche Bewegung. Nicht nur perfektioniertes Computerzeug. Die meisten elektronischen Sachen langweilen mich, weil wir alle mit den gleichen Produktionsmitteln arbeiten, dieselben Programme verwenden. Deshalb sieht alles gleich aus. Also versuche ich jetzt etwas zu machen, das weniger Verbindung zur digitalen Welt hat.“ Auf dem Weg zur Neuentdeckung des Akustischen plant Anderson mit dem Programm dieser Platte etwas für sie Außergewöhnliches: eine Tournee durch kleine Clubs, keine großen Leinwände, kein umfassendes Programm, nur sie und ein paar Musiker mit ihren Computern. „Ich habe Angst, ich habe keine Ahnung, wie das werden wird. Die Phase, ein normaler Musiker zu sein, mit einer Band zu touren, das habe ich nie mitgemacht.“

Eine Folkplatte also, mit einfachen Geschichten, die wie Inseln sind? Elektronische Klänge, denen man das Handgemachte anhört? Es ist sinnlos, die Inseln der Laurie Anderson auf den Landkarten suchen zu wollen, und es verstellt den Weg zur Entdeckung ihrer Musik: „Viele Leute, die Musik mögen, könnten ein viel grö-



Foto: Noah Greenberg / Warner

ßeres Spektrum genießen, wenn man sie ihnen anders präsentieren würde. Bluegrass-Fans gehen im Plattenladen nur in die Bluegrass-Ecke. Vielleicht wären sie große Freunde der chinesischen Oper. Aber da ist das Problem von Kleidung und gesellschaftlicher Stellung. Sie meinen, nicht zur chinesischen Oper gehen zu können, weil sie nur Bluegrass-Kleidung anhaben.“



Biographie

Die New Yorkerin Laurie Anderson begann als Bildhauerin, übte sich aber sehr bald in einer medienübergreifenden, stark auf Elektronik aufbauenden Performance-Kunst, für die sie als Violinistin auftrat und eine originelle Art des Sprechgesangs entwickelte. Als sie einen Plattenvertrag mit Warner Brothers abschloss und gar 1982 mit „O Superman“ einen Hit landete, fand sie ein weit größeres Publikum, als es Avantgarde-Künstlern sonst zukommt, und sie konnte ambitionierte Werke wie „United States“ oder „Home of the Brave“ realisieren.

Termine

8.10. Hamburg, Musikhalle
9.10. Düsseldorf, Philipshalle
11.10. Stuttgart, Liederhalle
13.10. München, Circus Krone
18.10. Berlin, HDK

CD-Tipp

Laurie Anderson, „Life on a String“
Nonesuch/Warner CD 75539-2

